

# Orientierung im Umbruch

Die Katholische Kirche hat ein ambivalentes Jahr hinter sich. Und vor sich in Görlitz eines, das an den Anfang des Bistums erinnert. Wie das zusammenspielt, erklärt der Görlitzer katholische Bischof.

VON WOLFGANG IPOLT

In diesem Jahr gehen wir als Bistum Görlitz auf ein Datum zu, das mit der Geschichte zu tun hat, die wir seit der Wiedervereinigung Deutschlands zu einem großen Teil bewusst erlebt haben. Das Jahr 1994 war für unser Kirchengebiet der Abschluss der Nachkriegszeit. Durch die Bulle „Solet usque“ hat der heilige Papst Johannes Paul II. die Apostolische Administration Görlitz in diesem Jahr zum Bistum erhoben. Ich zitiere einige Sätze aus der Er richtungsurkunde: „Nachdem ein geeigneter Vertrag am 4. Tag des Monats Mai im Jahre 1994 mit den Bundesländern Brandenburg und Freistaat Sachsen geschlossen worden ist... und nachdem auch die Deutsche Bischofskonferenz gehört worden ist, verfügen Wir auf Vorschlag des Staatssekretariates und der Kongregation für die Bischöfe aus unserer Apostolischen Vollmacht, dass die Apostolische Administration Görlitz zu Rang und Würde einer Diözese errichtet und erhoben werde. Den Sitz dieser neuen Diözese errichten Wir in der Stadt Görlitz und die dort als Pro-Kathedrale bestehende Kirche zu Ehren des hl. Jakobus, erheben Wir zu Rang und Würde einer Kathedralkirche... Die neu errichtete Diözese bestimmen wir zum Suffragan (Teil einer Kirchenprovinz) der Kirche von Berlin, die heute in den Rang einer Metropolitantkirche erhoben wird. Als Patronin dieser neuen Diözese wird die heilige Hedwig, dereinst Herzogin von Schlesien, bestimmt.“

Während der DDR-Zeit wurden ganz bewusst keine Änderungen an den bis zum Zweiten Weltkrieg bestehenden Bistums-grenzen vorgenommen. Für die katholische Kirche war immer klar, dass die innerdeutsche Grenze und das damit entstandene kommunistische System unrechtmäßig waren. Insgesamt glaubte und hoffte man, dass die Teilung Deutschlands eine vorübergehende Erscheinung sein würde und beließ es darum bei den bisherigen Bistums-grenzen.

Das heutige Bistum Görlitz war der Rest des früheren Erzbistums Breslau, der nun westlich der Oder-Neiße-Grenze lag, die sowohl im „Görlitzer Abkommen“ (1950/DDR) wie auch im Warschauer Vertrag (1970/BRD) von beiden deutschen Staaten anerkannt wurde. Zuerst trug die Görlitzer katholische Verwaltungsbehörde des deutschen Restteils des Erzbistums Breslau, die schon Ende der 1940er Jahre eingerichtet wurde, die Bezeichnung „Erzbischöfliches Amt Görlitz“ – in Erinnerung an die Herkunft dieses Gebietes. Später (1972) wurde eine neue Lösung für den Restteil des Erzbistums Breslau auf deutschem Boden gefunden: Das etwa 10 000 Quadratkilometer umfassende Gebiet wurde eine Apostolische Administration.

Der erste Leiter dieses Gebietes war der Kapitelsvikar des Breslauer Domkapitels, Ferdinand Piontek, der später auch zum Bischof geweiht wurde. Seit dem 17. März 1947 residierte er in Görlitz und schrieb damals in sein Tagebuch: „Im 69. Lebensjahr stehend, sehe ich mich ohne mein Zutun und gegen meinen Willen auf einen Platz gestellt, an dem ich in sturmvollem Zeit der Steuermann des Wracks eines ehemals stolzen Schiffes sein soll.“

Der Name Ferdinand Piontek muss an dieser Stelle erwähnt werden, weil ihm und seinen wenigen Mitarbeitern die Grundlage für die spätere Gründung des Bistums zu verdanken ist. Die „sturmvolle Zeit“ war nicht nur die Nachkriegszeit, sondern auch die darauf folgende Zeit der SED-Diktatur. Gerade die fünfziger Jahre waren die Zeit des zunehmenden Kirchenkampfes – der neu entstandene Staat sollte zu einem Weltanschauungsstaat werden. Dennoch konnte und musste relativ schnell eine neue kirchliche Verwaltung in Görlitz aufgebaut werden – war doch die Zahl der Katholiken durch die vielen Vertriebenen auf ein Vielfaches angewachsen.

Kapitelsvikar Piontek erhielt im Jahre 1959 die Bischofsweihe, als er bereits 80 Jahre alt war. Somit war der Status des Kapitelsvikars des Erzbistums Breslau gefestigt, und er konnte nun in dem Gebiet des Erzbischöflichen Amtes Görlitz auch bischöfliche Funktionen ausüben.

Wie die Entwicklung weiterging, habe ich bereits kurz angedeutet. Nach der Anerkennung der Oder-Neiße-Grenze durch die Bundesrepublik Deutschland wurde unser Gebiet eine Apostolische Administration –



Nichts hat im vergangenen Jahr das Bistum Görlitz und die Katholiken, aber auch die ganze Christenheit in der Region stärker beflügelt als die Neugründung des Klosters in Neuzelle. Zisterziensermönch Pater Kilian Müller steht im Chorgestühl der katholischen Kirche des Klosters von Neuzelle. Dass Mönche eine Kloster-Niederlassung neu gründen, ist in Deutschland selten geworden.

Foto: Patrick Pleul/dpa

**Wir dürfen für die Vergangenheit dankbar sein, aber wir dürfen jetzt auch mutig und zuversichtlich in die Zukunft schauen.**

Wolfgang Ipolit,  
katholischer Bischof von Görlitz

man könnte sagen, eine Vorstufe zu einem eigenständigen Bistum. Die Wiedervereinigung Deutschlands und die Beendigung des Vier-Mächte-Status hat es dann nach 1990 ermöglicht, dass im gesamten Osten Deutschlands die Diözesengrenzen neu geordnet werden konnten. Aber auch auf der anderen Seite der Neiße sind aus dem ehemals großen Erzbistum Breslau kleinere Diözesen geworden, die ebenfalls durch Johannes Paul II. gegründet wurden. So hat die Breslauer Kirchenprovinz jetzt die beiden Suffraganbistümer Liegnitz (Legnica) und Schweidnitz (Swidnica).

Wenn wir in diesem Jahr eine kleine Rückschau auf 25 Jahre halten, dann ist das für die Kirchengeschichte gesehen eine relativ kurze Zeit – für ein junges Bistum, das hineingestellt oder „hineingegründet“ wurde in eine völlig neue gesellschaftliche und politische Situation, ist ein solcher Zeitraum aber schon gekennzeichnet von Veränderungen, die durchaus erkennbar sind und uns sicher auch in die Zukunft begleiten werden.

Wir haben für unser Bistum für 2019 als Jahresthema für unsere seelsorglichen Unternehmungen einen (leicht abgewandelten) Vers aus dem Psalm 25 gewählt: „Herr, zeige uns deine Wege!“ Mit diesem gewählten Bibelwort drücken wir zunächst aus, dass wir den Weg in unserem Bistum immer als einen Weg mit dem Herrn der Kirche verstehen und darum vertrauensvoll entdecken wollen, wohin er uns führt und welche Herausforderungen er uns in der Gegenwart erkennen lässt. Zugleich ist damit aber verbunden, dass wir in der Bistumsleitung und ebenso alle Gläubigen in unserem Bistum uns beim Gehen des Weges einbringen und ihn mitgestalten sollen und dürfen. Wir dürfen dankbar sein für die Vergangenheit, aber wir dürfen jetzt auch mutig und zuversichtlich in die Zukunft schauen.

Wir spüren alle, dass sich die äußere Gestalt unserer Kirche gegenüber dem Jahr 1994 verändert hat und dass wir in einer Zeit großer Umbrüche leben. Dazu kommen derzeit auch die dunklen Seiten im Leben unserer Kirche, mit denen wir uns auseinandersetzen haben. Das verunsichert manchen Christen und führt leicht zu Orientierungslosigkeit oder auch Beliebigkeit. Gerade in solchen Zeiten des Umbruchs und der Veränderungen werde ich als Bischof oft gefragt nach meinen Visionen und Vorstellungen oder Zukunftsaussichten für unsere Ortskirche.

Meine Visionen haben es nicht zuerst mit Strukturen zu tun – diese sind notwendige Rahmenbedingungen, die manches ermöglichen können und die helfen sollen,

dass die Kirche in einem bestimmten Gebiet präsent bleibt. Meine Visionen und Hoffnungen haben es eher mit der Kirche als Gemeinschaft der Gläubigen und ihrem Auftrag zu tun, der sich in jeder Zeit und unter verschiedenen Gegebenheiten leben lässt.

Es wird aus meiner Sicht eine Spannung an Bedeutung gewinnen – die Spannung zwischen Sammlung und Sendung. Je größer flächenmäßig eine territoriale Einheit (Pfarrei) ist, umso wichtiger ist ein Ort der Sammlung, an dem die verschiedenen Aufgaben und Dienste die Gegenwart des Herrn erfahren und neu zugerüstet und gestärkt werden. Dieser Ort der Sammlung ist für uns katholische Christen die sonntägliche Eucharistie – und wo das nicht mehr möglich ist, die nichteucharistischen Wort-Gottes-Feiern; die aber ebenso Sammlung sind! Aber diese Sammlung im eucharistischen Zentrum drängt hin zur Fläche, in das Alltagsleben der Menschen vor Ort, in ihre kleineren Lebenseinheiten, die vom Glauben durchdrungen werden sollen. Jede Messfeier in der katholischen Kirche endet mit dem Ruf: „Gehet hin in Frieden!“ – das ist Sendung und Auftrag, als Christ zu leben. Sammlung und Sendung sind ein Lebensvorgang der Jüngerschaft, der neue Bedeutung bekommen wird. Dieses Hin und Her von Sammlung und Sendung muss neu in Gang kommen. Ich habe die Hoffnung, dass Gläubige, die sich auf den Weg machen müssen zum Ort der Sammlung, um dem Herrn zu begegnen, entdecken, dass ein solcher Weg auch eine katechetische Dimension hat. Der Weg zurück führt dann wieder an den jeweiligen Lebensort. Es ist dann der Weg, den der Herr uns jeweils gezeigt hat: durch das Hören seines Wortes und durch die Teilnahme an der Feier seiner Lebenshingabe.

Es wird uns künftig ein neues Bewusstsein des Grundauftrags der Kirche geschenkt – insbesondere in der Situation der Diaspora. Die Situation der Diaspora ist kein „Unfall“ der Kirchengeschichte – sie ist eher der Normalfall. Meine Vision ist, dass wir in unserem Bistum noch tiefer erkennen, wozu wir als Kirche da sind. Die Beantwortung der Fragen „Wovon können oder sollen wir uns entlasten?“ und „Was müssen wir nicht erreichen?“ sollten zur Schärfung des Profils unseres Grundauftrages beitragen. Es gilt aus meiner Sicht, künftig mehr die Gleichnisse Jesu vom Sauerteig und vom Senfkorn zu meditieren, die uns sagen, dass Großes aus dem Kleinen und Wenigen wachsen kann. In der großen Fläche unserer Pfarreien brauchen wir mehr Tiefe, damit aus dem kleinsten Samenkorn der große Baum werden kann –

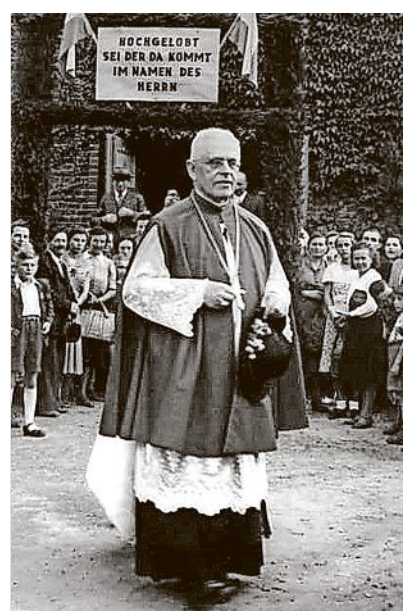
denn nur in der Tiefe der Gottesberührung findet er Nahrung! Und wir brauchen das demütige Selbstbewusstsein, dass der Saureteig von wenigen Christen wirklich den ganzen Teig durchsäuern kann, sprich: dass wir auch als kleine Ortskirche selbstverständlich in ökumenischer Verbundenheit mit anderen Christen viel beitragen können zum gelingenden Leben einer Gesellschaft in Sachsen und Brandenburg, in der die Mehrheit der Menschen das Evangelium nicht kennt.

Ich habe die Hoffnung, dass wir uns als Bistum nicht fixieren auf das, was uns genommen wird an Möglichkeiten – da könnte man viel aufzählen, wenn man nur zurückschaut –, sondern, dass wir in den veränderten und manchmal auch begrenzten Bedingungen neue Chancen für die Seelsorge entdecken und damit experimentieren. Dafür braucht es gute Augen, Bereitschaft zu einem neuen Denken und eine andere Perspektive. Bereits am Beginn meines bischöflichen Dienstes habe ich darauf hingewiesen, dass aus der Perspektive des „noch“ – Ein häufig gesprochener Satz lautet zum Beispiel: „Wir haben noch zwei Erstkommunionkinder...“ – eine Perspektive des „schon“ – Zum Beispiel: „Wir haben im letzten Jahr schon zwei neue Ministranten gewonnen“ – werden muss.

Meine Vision und Hoffnung auch für dieses neue Jahr ist darum, dass wir die Situation, in der wir stehen, annehmen in der Überzeugung, dass der Herr uns zutraut, heute seine Kirche zu sein. Wenn wir in diesem Jahr also häufiger den Psalmvers wiederholen werden „Herr, zeige uns Deine Wege!“, dann sollten wir zumindest damit rechnen, dass er uns nicht nur asphaltierte Straßen anbietet, sondern uns auch manchen steinigen Pfad gehen lassen wird. Aber auch solche Wege sind heilsam und machen uns um viele Erfahrungen reicher. Das gilt für unser Bistum – aber ganz sicher auch für den Lebensweg jedes Einzelnen von Ihnen.

## Unser Autor

■ Wolfgang Ipolit steht seit 2011 als Bischof an der Spitze des Görlitzer Bistums, dem kleinsten in Deutschland. Aufgrund seiner Lage und seiner Historie gilt es aber als Brücke nach Polen. Die in einer leicht gekürzten Fassung abgedruckte Rede hielt der 64-jährige Theologe auf seinem Neujahrsempfang am vergangenen Sonntagabend in Görlitz.



Kapitelsvikar Ferdinand Piontek, der erste Bischof des Görlitzer Bistums. Das Foto entstand vermutlich 1955 in Calau. Piontek lebte von 1878 bis 1963.

Archivfoto: Bistum Görlitz